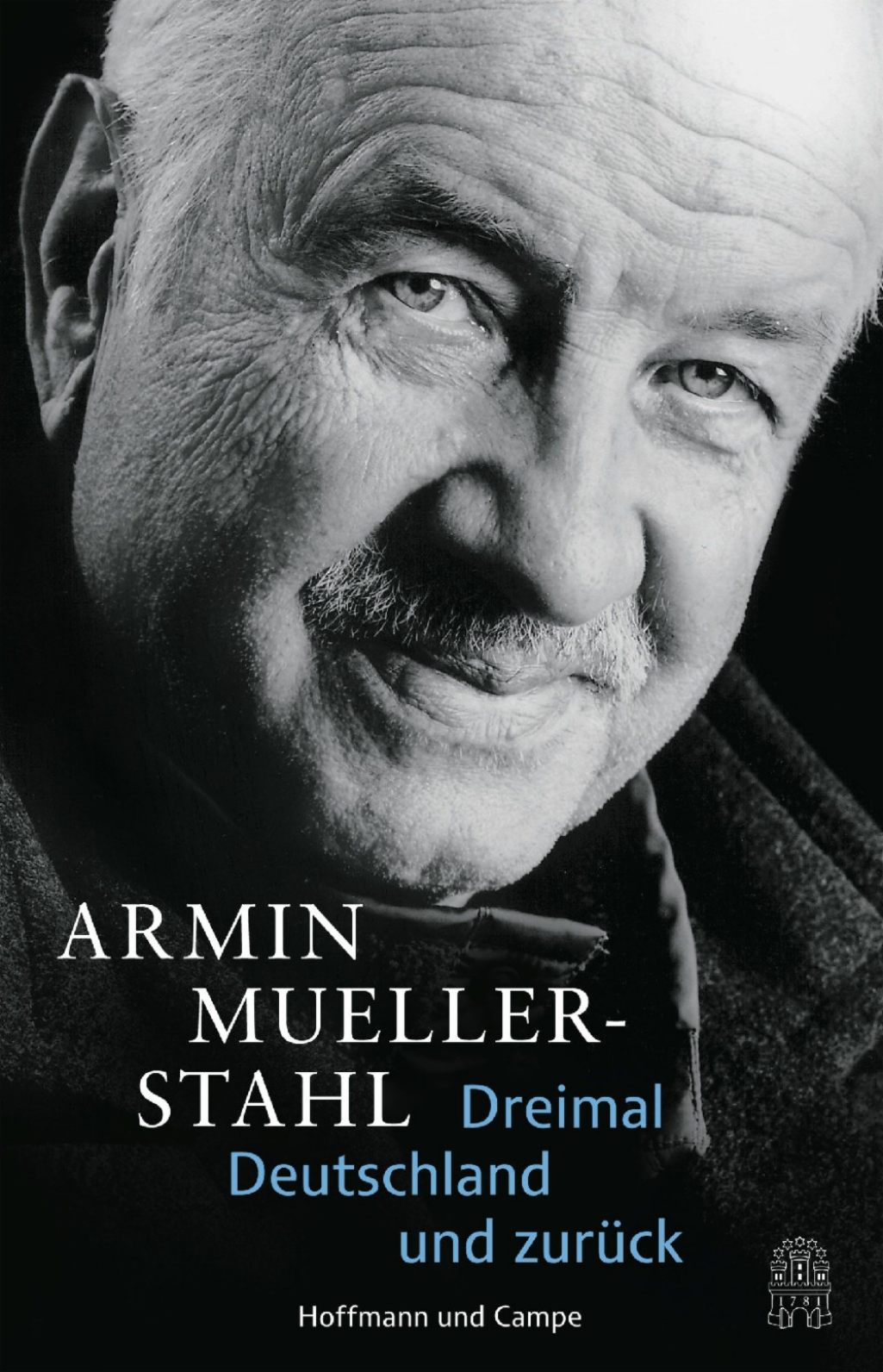

ARMIN MUELLER-STAHL

Dreimal Deutschland und zurück

Hoffmann und Campe

1781

Armin Mueller-Stahl

Dreimal Deutschland und zurück

Aufgeschrieben von
Andreas Hallaschka

Hoffmann und Campe

1. Auflage 2014
Copyright © 2014 by
Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www. hoca.de
Satz: pagina GmbH, Tübingen
Gesetzt aus der Sabon und der Cisalpin
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-455-50317-3

HOFFMANN
UND CAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Inhalt

1
Ein Junge wird groß,
und Deutschland wird kleiner *7*

2
Schuljahre in Prenzlau *27*

3
Aus einem werden zwei *59*

4
Ost-westliche Übergänge *93*

5
Neubeginn im Westen *155*

6
In die neue Welt *193*

Epilog
Nachgedanken *225*

Glossar
Ortsverzeichnis *237*

1

Ein Junge wird groß, und Deutschland wird kleiner

Tage in Tilsit

Als ich noch ein Gedanke war
Da war ich schon lange viel mehr
Wusst' schon im Januar
Dass ich vier Wochen war
Nur meine Mutter wusste nicht …

Diese Geschichte beginnt an der Ostsee, und sie wird dort auch enden. Sie beginnt in der nördlichsten Stadt Deutschlands, in Memel. Hier wird 1898 Alfred Müller geboren. Noch regiert der Kaiser in Berlin, es sind seine besten Jahre. Die Gründerzeit bringt auch Memel großen Aufschwung. In der Hafenstadt entstehen Prachtbauten, die zum Teil bis heute das Stadtbild bestimmen: die kaiserliche Post, der Bahnhof, das Rathaus. Es sind glückliche, wohlhabende Tage im jungen deutschen Kaiserreich. Vom lothringischen Metz bis in die ostpreußische Hansestadt Memel dehnt es sich über fast 2000 Kilometer. Zu dieser Zeit hat Deutschland noch eine gemeinsame Grenze mit Russland.

In Memel gibt es eine Geschichte: Dass auf dem Wasser ein Schiff mit einer Theatergruppe fuhr, kenterte und alle Leute ertranken. Nur ein Kind wurde gerettet: Das war mein Vater, der Herr ohne Namen. Er wurde bei einer Familie Müller aufgezogen.

Es ist eine traurige Geschichte. Aber wie verhält sie sich zur Wirklichkeit?

Ich würde sagen: wie ein Film. Ich weiß es nicht.

Denn gleichzeitig sollte meine Großmutter, »Omsi« Müller, die Tochter eines Großbauern gewesen sein, dort, im äußersten Nordosten Deutschlands. Sicher ist jedenfalls, dass Omsi mehrere Kinder zu versorgen hatte, aber nur einen leiblichen Sohn, meinen Vater Alfred. Dessen Vater sei ein Opernsänger gewesen, heißt es, der Omsi verlassen hatte. Dieser Mann ist nie wieder aufgetaucht, aber seine Kinder aus erster Ehe blieben bei ihr.

Welche der beiden Geschichten auch stimmt: Mein Vater Alfred, den alle Fred nannten, hat gut spielen und singen können. Ich weiß noch, wie er oft in unserer Wohnung sang und Mutter ihn auf dem Klavier begleitete. Vater sang am liebsten Balladen von Curt Loewe – und so habe auch ich als kleines Kind unentwegt »Die Uhr« gesungen. All diese Loewe-Melodien hatte ich immer im Ohr, und einige davon sind bis heute bei mir geblieben.

Natürlich gingen die Eltern ins Theater oder ins Konzert. Aber mit Hausmusik, Spielen und Scharaden sorgten die Familien damals auch selbst für Zerstreuung. Mein Vater war ein guter Unterhalter, und das galt etwas in einer Zeit, als es noch kein Fernsehen gab und erst wenige Familien einen Volksempfänger besaßen. In seinen fünf Kindern hatte Vater ein dankbares Publikum. Er war ein Komödiant, ein Gaukler, dessen Sketche mich begeisterten, weil ich schon damals wahnsinnig gerne lachte. Alle Geschwister haben oft unter dem Tisch gelegen vor Lachen. Wenn einer von uns Geburtstag hatte, las Vater immer Geschichten aus

dem »Lustigen Salzer-Buch«. Vater liebte Marcell Salzer, der in den Zwanzigern ein beliebter Kabarettist gewesen war. Seine kleinen Anekdoten trug der gebürtige Österreicher in den verschiedensten deutschen Dialekten vor. Für uns las Vater diese kleinen Geschichten mit verstellter Stimme vor, und wir Kinder kugelten uns. Aber selbst wenn Vater Schillers »Glocke« rezitierte – es war immer irgendwo komisch.

Armin Mueller-Stahls Mutter, Editha Maaß, wird 1903 auf Nuckö, einer Halbinsel in der russischen Ostseeprovinz Estland geboren. Ihr Vater ist der evangelische Pfarrer Eduard Maaß, ein Deutschbalte aus Dorpat. Seine Frau ist die Adlige Editha Nelissen von Haken aus Riga, Hauptstadt der russischen Ostseeprovinz Livland. Die baltischen Großeltern werden prägend für den Enkel Armin.

Ich kann mich nicht erinnern, dass meine Mutter jemals viel über ihre Kindheit erzählt hätte. Erst jetzt habe ich in ihren Briefen und Erinnerungen nachgelesen, wie sie als junges Mädchen gelitten hat. Mutter wurde im Russischen Reich in der Provinz Estland geboren, wo Großvater Maaß in einem Ostseedorf auf der Halbinsel Nuckö Pfarrer war. Er predigte auf Deutsch für die Gutsherren und auf Estnisch für die Bauern. Weil aber auf Nuckö zwei Drittel der Bauern zur schwedischen Minderheit gehörten, lernte und predigte Großvater auch Schwedisch. Es war eigentlich ganz normal, auch später in Ostpreußen, dass Menschen einer Stadt oder Gegend verschiedene Muttersprachen hatten. In dem Pfarrhaus an der Ostsee verlebte Mutter glückliche und unbeschwerte Kinderjahre. Auf alten Fotos sehe ich sie als Kind im Garten sitzen, malen und zeichnen.

1910 zogen meine Großeltern mit ihren fünf Kindern nach Weißenstein ins Zentrum von Estland, wo Großvater Schuldirektor wurde, aber schon 1913 siedelte die Familie Maaßen nach St. Petersburg über, das Großvater bereits aus seiner Kindheit kannte. Für ihn war es sicher ein Karrieresprung, in der Hauptstadt des Russischen Reichs Pfarrer an der evangelischen Sankt-Annen-Kirche und der Rektor des deutschen Diakonissenhauses zu werden. Man darf ja nicht vergessen, dass die Balten zwar deutscher Muttersprache waren, aber dem Pass nach Russen.

Die russische Hauptstadt St. Petersburg war vor der Oktoberevolution eine der typischen Multikulti-Städte dieser Zeit, nicht anders als Wien oder Berlin. Um 1880 war noch jeder dritte Petersburger deutscher Muttersprachler, 1914 etwa jeder zehnte. Viele waren Balten, deren Vorfahren aus Deutschland kommend im Mittelalter Städte wie Riga und Reval gründeten und den Ostseeraum kolonisierten. Andere Petersburger waren Nachfahren der Siedler, die die deutschstämmige Zarin Katharina die Große nach Russland gerufen hatte, aber es waren auch viele Kaufleute aus Reichsdeutschland darunter, die hier ein Geschäft betrieben.

In St. Petersburg geht die Leidensgeschichte meiner Mutter eigentlich los. Als 1914 der Weltkrieg ausbricht, wird es für die deutschsprachigen Petersburger ungemütlich. Großvater brachte seine Frau und die vier jüngeren Kinder nach Finnland in Sicherheit, wo er für die nächsten drei Jahre eine Villa mietete. Finnland war zwar auch eine russische Provinz, aber viel sicherer. Nur meine Mutter blieb als Älteste mit ihrem Vater ganz allein in dieser großbürgerlichen Pfarrwohnung in Petersburg. Er hatte sein Arbeits-

zimmer vorn, sie hatte ein kleines Zimmer ganz hinten. Sie ging ins Gymnasium, aber das war nicht ganz einfach für sie, denn die Deutschen wurden auf einmal gehasst wie die Pest. Lange Zeit waren sie ja die Oberschicht gewesen. Kein deutsches Wort durfte mehr in der Öffentlichkeit gesprochen werden. Und es wurde noch einmal schlimmer, als die Oktoberrevolution begann: Jedes deutsche Wort kostete 3000 Rubel oder drei Monate Gefängnis, so steht es in ihren Erinnerungen. Die deutschen Kirchen wurden in Lagerräume umgewandelt, die lutherische Petrikirche wurde übrigens später sogar zum Hallenbad.

Für meine Mutter und ihren Vater kam die große Hungersnot dazu. Sie schreibt, dass sie manchmal eine Kartoffel gefunden hat, die einer fallen gelassen hatte. Dann hat sie erst die schwarzen Stellen aufgegessen, um danach das weiße Innere der Kartoffel wie einen Leckerbissen zu genießen. Sie war jetzt zwölf und ging weiter in die Schule, aber sie hatte immer Hunger. Und die russischen Mädchen haben Frühstück von zu Hause mitbekommen, und was sie nicht aufessen konnten, das haben die weggeschmissen. Mutter hat sich die Brotreste aus dem Abfalleimer unauffällig gesichert. Verglichen mit der materiellen Not ihrer Familie, erschienen die russischen Mädchen meiner Mutter auf einmal reich zu sein.

Die psychologische Kurve, die meine Mutter dabei mitgemacht hat, war beeindruckend. Russisch sprach meine Mutter akzentfrei, weil sie eben dort zur Schule ging. Weder meine Mutter noch ihre Eltern hatten je in Deutschland gelebt. Sie waren russische Bürger deutscher Sprache. Aber weil in Russland alles Deutsche nach und nach so verhasst wurde, begann meine Mutter die Deutschen auch zu hassen. Zu Beginn des Krieges begann sie sogar, in Russisch zu denken und überlegte, wie sie den Deutschen schaden

konnte. Sie wollte Spionin werden, das war ihre Phantasie. Sie ginge dann in deutsche Lager, bekäme etwas raus und meldete es in Russland. Passiert ist aber genau das Umgekehrte. Aus der Zeit, als man in Petersburg schon nicht mehr Deutsch sprechen durfte, beschreibt sie eine rührende Episode. Da war sie in einer vollen Straßenbahn mit einem vierjährigen Vetter, der irgendwas draußen gesehen hatte. Meine Großmutter hat dem Jungen schon den Mund zugehalten, er sollte nur nicht etwas auf Deutsch sagen. Und dann platzte der Kleine heraus: »Ich will aber Deutsch sprechen!« Großes Schweigen im ersten Moment in der Straßenbahn. Aber dann hat man die Qualen des kleinen Jungen verstanden und begann zu lachen. Und das war die Rettung. Aber die Reaktion meiner Mutter war, dass sie danach nicht mehr Russisch sprechen wollte. Und wenn sie zu Besuch in Finnland bei den Geschwistern war, schreibt sie, wurde lieber Englisch und Französisch gesprochen als Russisch. Mutter war sehr sprachbegabt, sprach fünf Sprachen fließend. Gerade das Russische hat ihr in der Zeit gegen Ende des Zweiten Weltkrieges und in der DDR sehr geholfen.

Zum Ende des Weltkrieges wurde dann auch in der Provinz Finnland die Lage immer unruhiger. In Petersburg war sie fast untragbar. Oft wurde geschossen, es gab viele Tote – und sei es vor Hunger. Und Großvater war als Deutschbalte und evangelischer Pfarrer nach der Oktoberrevolution doppelt gefährdet. Viele Geistliche waren ermordet worden. Einmal ist er während einer Predigt von Hunger geschwächt vor dem Altar zusammengebrochen, meine Mutter litt sogar an Hungertyphus und musste heimlich ins Krankenhaus gebracht werden. Da die deutschen Schulen geschlossen worden waren, hatte die St.-Annen-Gemein-

de kaum noch Einkünfte, und Großvaters Gehalt konnte nicht mehr bezahlt werden. Er holte seine Frau und die übrigen vier Kinder aus Finnland, und in einem voll gepferchten Viehwaggon verließen sie im Frühjahr 1918 die Heimat. Sie mussten alles zurücklassen. Nach kurzem Stopp bei den Schwiegereltern von Haken in Riga endete die lange und gefahrvolle Flucht voller Härten und Hunger im November 1918 an der deutschen Grenze.

Die erste Stadt hinter der Grenze war Tilsit. Deutschland: Das bedeutete Sicherheit, aber auch den völligen Neubeginn, denn die sieben Maaßens besaßen nach der Flucht gar nichts mehr. Gleich am nächsten Tag sprach Großvater in Tilsit bei der Verwaltung vor. Er hatte Glück. Eine Pfarrstelle an der Stadtkirche war frei, und er wurde eingestellt. Es war bitterkalt, aber es muss sich trotzdem gut angefühlt haben. In Deutschland wurde meine Mutter wieder aufgepäppelt – mit einem Löffel Milch am ersten Tag.

Auch in Memel sind die Zeiten unruhig. Während die Menschen im übrigen Deutschland den Weltkrieg nicht unmittelbar erleben, wird in Ostpreußen tatsächlich gekämpft. 1915 wird Memel von zaristischen Truppen besetzt. Das dauert zwar nur drei Tage, aber die Orgie von Plünderungen, Morden und Vergewaltigungen erschüttert die besonders kaisertreue Bürgerschaft sehr. Alfred Müller, der als Soldat gekämpft hatte und ausgezeichnet wurde, entschließt sich, seine Heimatstadt zu verlassen und nimmt 1918 eine Stelle im hundert Kilometer südlich gelegenen Tilsit an.

Mein Vater hatte, wie viele, die damals im Osten Deutschlands wohnten, immer das Gefühl, er müsse näher in die

Mitte rücken. Räumlich, aber auch innerlich. Vielleicht erklärt das die germanischen Namen seiner Kinder: Hagen, Roland, Armin … Das hatte bei ihm überhaupt nichts mit den Nazis zu tun. Mein Vater hatte ein ganz anderes Bild von Deutschland, ein geistig-liberales, künstlerisches. Aber Fakt ist: Vater wollte immer in die Mitte.

In Tilsit arbeitete Vater als Bankkassierer in der Hohen Straße, das war die Geschäftsstraße. Bankbeamter: Das war bestimmt nicht sein Traum. Er wäre so gerne Schauspieler geworden.

Das schauspielerische Talent, was ihm immer nachgesagt wurde, machte ihn beliebt. 1921 hat er bei einer Laienaufführung im Stadttheater, in der beide mitspielten, meine Mutter kennengelernt, und sie haben sich bald darauf heimlich verlobt. Mein Großvater hätte gerne für die älteste Tochter noch jemand anderen gefunden als einen mittellosen jungen Mann aus unklaren Verhältnissen – vielleicht einen Gutsbesitzer, einen Pfarrer oder Professor. Dabei ging es aber nicht um die Herkunft, sondern um einen gewissen Wohlstand, sodass meine Mutter ihren Neigungen hätte nachgehen können. Aber mein Vater verstand es, sich beliebt zu machen, weil er Sketche und Theater spielte. Später haben Großvater und er bei Feiern gerne zusammen gespielt. In der Familie Maaß wurde viel musiziert, geschauspielert, gemalt und gelesen.

Auch Omsi Müller hätte für ihren Sohn lieber eine wohlhabende, tüchtige Frau gesehen als »Dittchen«, ein achtzehnjähriges Flüchtlingsmädchen ohne Aussteuer, die am Konservatorium studierte und deren Herz dem Klavier und dem Gesang gehörte.

Aber davon ließen sich meine Eltern nicht aufhalten.

Aus den Lebenserinnerungen von Armin Mueller-Stahls Tante Ellen:

»Unser Vater war sehr zufrieden mit seinen drei ältesten Töchtern, ja geradezu stolz. Dittchen, mit ihren achtzehn Jahren, schien noch kein Interesse an Liebesbeziehungen zu haben. Ihre Liebe galt der Musik. Davon erzählte Vater einem unserer Freunde, während sie das Haus betraten. Da verschlug es ihm den Atem: Sie sahen Dittchen in den Armen eines jungen Mannes, der sie innig und heiß küsste.

Dieser gut aussehende Mann hieß Alfred Müller und war Bankangestellter. Er gestand nun unserem Vater, dass sie sich bereits verlobt hätten.

Eines Abends saßen wir beieinander und überlegten, wie wir den Namen »Müller« aufwerten könnten. Das war nur durch einen Doppelnamen möglich. Nach einigen Überlegungen und kuriosen Vorschlägen entschieden wir uns für »Stahl« aus einer früheren Verwandtschaft. So kam der Name »Mueller-Stahl« zustande.«

Wie ist der Müller zum Stahl gekommen? Ich habe eine andere Geschichte als Tante Ellen, wobei ich sagen muss, das mag sich alles so oder so verhalten – wie im Film. Aber: Mein Vater Alfred Müller verdiente als Kassierer wenig, hatte fünf Kinder in die Welt gesetzt. Und dann fuhr er zur Sommerzeit mit seinen fünf Kindern auf die Güter der reichen Verwandtschaft, also der Schwester meiner Mutter, zu Tante Ellen Freifrau von der Goltz. Auf dieses wunderbare Gut Mertensdorf, was ich jetzt, vor einigen Jahren, noch einmal besucht habe – oder was davon übrig geblieben ist … Dann hieß es bei der Vorstellung immer »Herr Müller, Freiherr von der Goltz«. »Herr Müller, Herr von

Radecki«. »Herr Müller, Graf von Soundso«. Da war der ganze baltische und ostpreußische Adel versammelt. Und dann Herr Müller mit den fünf Kindern ohne Geld. Und ich kann mir vorstellen, dass das an ihm genagt hat. Mein Vater hatte ein Gefühl für solche Dinge und auch einen gewissen Stolz. Dass er dann gedacht hat, ich muss mich aufwerten, kann ich mir schon vorstellen. Ich habe mal gehört, er hätte ursprünglich den Namen Müller-Burghausen gefunden. Burghausen erschien ihm musikalisch viel schöner. Müller-Burghausen, das war irgendwie klingend. Aber dann gab es Diskussionen, Müller-Burghausen wäre doch zu lang. Das fanden auch die Halbbrüder meines Vaters. Und dann kamen sie auf das knappe, markante »Stahl«. Mueller-Stahl. Das war wie ein Punkt hinter dem weich gewordenen Müller – jetzt mit »ue« geschrieben. Und so werde ich bis zum heutigen Tage geschrieben. Mein Bruder Hagen hat noch eine andere, eine dritte Geschichte dazu parat. Ich bin mir nicht sicher, was wirklich richtig ist. Aber ich glaube, meine stimmt.

Tilsit ist 1932 eine blühende, eine schöne Stadt an Deutschlands Nordostgrenze. Weiter nördlich geht es schon seit 1920 nicht mehr. Denn ohne sie gefragt zu haben, leben die Deutschen nördlich von Tilsit zunächst in einem Mandatsgebiet des Völkerbundes, dem französisch besetzten »Memelland«, das später Litauen angeschlossen wird. Die Königin-Luise-Brücke verbindet Tilsit jetzt mit der neu geschaffenen Republik, in der auch die nördlichen Stadtteile Tilsits liegen. Auch Alfred Müllers Geburtsstadt Memel liegt jetzt im Ausland. Der Rest Ostpreußens ist nun eine Insel. Der sogenannte »Polnische Korridor« trennt die Provinz vom übrigen Deutschland.

Da geht ein kleiner blonder Junge durch Tilsit. Er stolpert, er stapft. Irgendwie kommt er jedenfalls vorwärts. Er ist erst zwei Jahre alt.

Ich habe lange nachgedacht über den Beginn, wie ich von meiner Kindheit erzählen könnte. Mir ist ein Erlebnis eingefallen … Ich war damals zwei Jahre alt. Wir wohnten in Tilsit, in einem schönen Jugendstil-Gebäude in der Lindenstraße, und ich spielte mit meinen älteren Brüdern Roland und Hagen. Mein Bruder Roland war vier, Hagen sechs, und sie passten gut auf. Aber auf einmal hieß es: »Armin ist weg.« Und nun begann eine Suchaktion, eine Stunde dauerte es – man fand mich nicht. Zwei Stunden. Dann suchten alle Nachbarn mit. Dann wurde die Polizei informiert. Die Polizei suchte, alle suchten mich. Und ich wurde nicht gefunden. Es vergingen vier Stunden, fünf Stunden, sechs Stunden, sieben Stunden, acht Stunden. Und dann entdeckte mich, den zweijährigen Hemdenmatz, die Polizei auf der Königin-Luise-Brücke über die Memel. Da, wo in der Mitte ein goldener Punkt ist, hörte Deutschland damals auf. Und dort fand man mich an der Grenze, als ich als Zweijähriger in ein Auto steigen wollte: »Autotu, Autotu …«

Es muss wohl warm gewesen sein, denn ich habe mich nicht einmal erkältet, wie ich gehört habe. Und nachher war die Aufregung groß. Jedenfalls war das damals ein Gesprächsthema in ganz Tilsit. Meine Mutter hat in ihrer sehr blumigen Art einen Artikel in der Lokalzeitung geschrieben, der so begann: »Armin, unser kleines Nesthäkchen von drolliger entwaffnender Frechheit, mit Augen klar wie ein Bergsee …«

Als ich ein paar Jahre später auf die Meerwischer Volksschule in Tilsit ging, kam mir dieser Artikel noch einmal

sehr gelegen. Ich dachte, alles was gedruckt ist, muss gut sein. Und ich kam auf den grandiosen Einfall: Da, wo Armin steht, werde ich ›ich‹ schreiben. Und dann begann mein Aufsatz so: »Ich, unser kleines Nesthäkchen von drolliger entwaffnender Frechheit, mit Augen klar wie ein Bergsee …«

Meine Mutter musste daraufhin in die Schule gehen und die Lehrer aufklären, wie das zustande gekommen ist. Der Respekt vor Gedrucktem war bei mir sehr groß in dieser Zeit … Die Lehrer waren weniger begeistert.

Mein Vater war ein Mann, der seine Träume nicht hat erfüllen können in seinem Leben. Er hatte fünf Kinder in die Welt gesetzt und musste Geld verdienen. Er war Bankkassierer, aber er wollte gerne Schauspieler werden. Oder Literat. Er las viel, hatte seine Bücher, und sie hatten ihn. Ich weiß, dass er in Tilsit hin und wieder Offiziere einlud, und die Herren führten dann lange Gespräche. Kommt Krieg, kommt keiner, was macht der Russe – solche Sachen wollte Vater wissen.

Einmal war ein Herr Brockhaus aus der Verlegerfamilie bei uns zu Gast, da war Vater richtig stolz, dass der bei uns war. Ich wollte dem Herrn Brockhaus unbedingt auf der Geige vorspielen, und Herr Brockhaus wollte es glücklicherweise auch hören. Siebzig Jahre später gestaltete ich dann die Umschläge für eine Brockhaus-Edition … Irgendwo gibt es immer wieder ein paar merkwürdige Weichenstellungen im Leben, die zum Anfang zurückführen. Ich komme aber zu keinem Schluss, was die Erwachsenen damals wirklich beredet haben. Es muss irgendwo eine Furcht bei meinem Vater vorgelegen haben, die Gewissheit, er ist im Osten Deutschlands schlecht aufgehoben.

Ich habe von dieser Unruhe nicht viel mitbekommen.

Überhaupt hatte ich das Gefühl, dass es bei uns zu Hause keine großen politischen Gespräche gab. Ich muss allerdings dazusagen, dass ich als Kind ein Spätentwickler war. Ich habe in meinen Träumen gelebt, habe an Streiche gedacht, habe die Natur beobachtet, die eine große Rolle für mich spielte. Ich wollte immer Naturforscher werden.

Tilsit war für mich die Stadt des Winters. Da rodelten wir Kinder im Park Jakobsruh. Ich erinnere mich an die Hohe Straße, das war die Prachtstraße. Tilsit war damals wirklich eine Perle, eine stolze preußische Stadt. Hier rettete gut ein Jahrhundert zuvor die schöne und kluge Königin Luise in Verhandlungen mit dem siegreichen Napoleon Preußen vor dem Untergang, was ihr, nicht nur in Tilsit, zu großer Verehrung verhalf.

In dem Mietshaus in der Lindenstraße bin ich übrigens auch Geiger geworden. Das wollte ich schon als kleiner Junge gern, denn unser Nachbar war Geiger. Ich hörte immer zu, wenn er spielte. Mich hat weniger die Musik interessiert, sondern ich war fasziniert vom Klang der hohen Töne – wie eine Mücke, die am Ohr sirrt. Und ich habe mich gefragt, wie das wohl ginge. Wie kann man auf den Saiten Töne produzieren? Dass auf der Geige Pferdehaare die Töne fabrizierten, fand ich unglaublich. Also wollte ich auch eine Geige haben. Tatsächlich bekam ich auch eine kleine Geige, da war ich fünf oder sechs …

Die Sommer waren das Schönste in meiner Kindheit. Im Sommer waren wir bei den Großeltern. Ich habe meinen Großvater sehr geliebt. Der war Pfarrer in Ostpreußen, in Jucha in der Nähe von Lyck. Mein Großvater sprach Griechisch und Latein, war ein gebildeter Mann. Und er war ein wahnsinnig liebenswerter Mensch. Ich erinnere mich daran, wie wir alle voller Lieder waren. Frühmorgens ging

es los. Großvater sang »Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser schönen Sommerzeit«. Oder »Lobe den Herrn«. Und abends hieß es »Müde bin ich, geh zur Ruh', schließe beide Äuglein zu«, oder »Breit' aus die Flügel beide, oh Jesu, meine Freude«. Immer wurde gesungen. Es war ein Haus voller Musik und Malerei.

Später lernte ich sogar beim Großvater in der Kirche Orgel spielen. Wenn er seine Stimme senkte, ging der Gottesdienst seinem Ende entgegen. Und ich habe mich natürlich bis dahin tödlich gelangweilt, Ablenkung war gefragt. Einmal habe ich unten in der Gemeinde eine Glatze ausgemacht und von oben mit meinem Bonbon Zielspucken geübt. Das Bonbon ist dann auf der Glatze kleben geblieben. Ich war wirklich ein unmögliches Kind.

Mit meinem Cousin Dietrich durfte ich die Glocken läuten. Wir hingen in den schweren Seilen und zogen die Glocken, das waren schon gewaltige Geräusche. Da hat man das Gefühl, man ist mit dem Himmel verbunden.

Ich bilde mir ein, ich hätte in dieser Zeit sogar mit Siegfried Lenz gespielt. Lenz stammt ja aus Lyck, das war die nächste Kreisstadt, und da wurde ich eben früh hingefahren. Es gab noch nicht viele Autos damals, aber Großvater hatte einen Opel P4. Ich bin mir aber nicht sicher, und Siegfried Lenz ist sich auch nicht mehr sicher. Aber möglich wäre es, haben wir beide gedacht, als wir darüber gesprochen haben. Auf einer dieser Autofahrten hatte Großvater einmal einen Unfall. Die Narbe habe ich heute noch am Kinn.

Die Sommer waren wunderbar. Das Haus war immer offen, die ganze Atmosphäre war sehr liebevoll und warm. Und wenn ich mit einer Katze ankam, die ich irgendwo gefunden hatte, die eine Heimat suchte, brachte ich sie mit nach Hause, und die Katze kriegte sofort einen Platz, sie

wurde aufgenommen in die Großfamilie. Und ich weiß, ich habe in Jucha, das die Nazis 1938 in Fließdorf umbenannten, immer mit dem Hund »Toll« gespielt. Das war ein Schäferhund, der an der Kette lag, aber immer wieder frei gelassen wurde und relativ wild war. Mit dem habe ich in der Hundehütte gelegen, kriegte natürlich ein Hautekzem und wurde behandelt und ins Bett gesteckt. Und dann kam meine Tante Ena zu mir ans Bett und las mir Nils Holgersson vor. Das ist mir unvergesslich geblieben. Ich selbst habe mich damals relativ wenig fürs Lesen interessiert. Bis auf Karl May und dann, als ich ein bisschen älter war, natürlich Hermann Hesse. Wenigstens habe ich versucht, Hesse zu lesen und nicht verstanden. Da habe ich ihn auch gleich wieder weggelegt. Wahrscheinlich war das mit zehn Jahren auch ein bisschen zu früh …

Großmutter führte in Jucha einen großen baltischen Haushalt und versorgte die ganze Familie. Bei ihr musste man allerdings immer aufpassen, dass sie beim Kochen nicht den Kochlöffel mit dem Pinsel verwechselte. Denn vielmehr als eine Hausfrau war Großmutter Künstlerin. Sie malte und kochte wunderbar und malte und malte. Und das, was sie für sich malte, war wirklich gut. Aber eigentlich arbeitete sie als Auftragsmalerin und musste dabei, sagen wir mal, verstorbene Angehörige malen. Da kamen die Dorfbewohner: »Frau Pfarrer, das ist meine Frau« oder »das ist mein Sohn.« Die Soldaten, die eingezogen wurden, die jungen Burschen musste sie malen. Manchmal kamen auch Leute und hatten keine Fotos von dem Sohn, der gerade im Krieg gefallen war. Und dann fragte Großmutter: »Aber wie sah er denn aus?« Die Eltern beschrieben dann den Sohn. Mancher war auch verständnislos: »Sie sind doch Malerin, Frau Pfarrer. Sie werden es schon wissen, wie der aussah.« Sie malte dann einfach. Und mein

Großvater erzählte immer die Geschichte, dass die Hinterbliebenen vor dem Bild standen und in schönstem Ostpreußisch sagten: »Mein Gottchen, mein Gottchen, wie hast du dir verändert.«

Das Pfarrhaus in Jucha habe ich geliebt. Wenn wir im Sommer nicht bei Tante Ellen von der Goltz auf deren Gut Mertensdorf waren, dann waren wir in Jucha. Das Pfarrhaus war nicht eingerichtet, wie wir es heute tun würden, nicht etwa geschmackvoll, nach Farben oder so. Das Sofa passte dorthin, der Tisch aber nicht zum Sofa. Egal. Alles was benutzbar war, wurde benutzt und eingerichtet. Das ist ein Tisch, der tut seinen Dienst. Fertig. Meine Großmutter legte dort abends Patiencen oder spielte Schach mit Tante Karin. Manchmal haben sie mich gerufen und »Mensch ärgere dich nicht« mit mir gespielt. Aber ich war kein guter Spieler. Mich hat es nie geärgert, wenn ich verloren habe, aber auch nicht interessiert zu gewinnen. Ich erinnere mich, wie wohl ich mich dort gefühlt habe. Es wurde gesungen, Tante Karin spielte Schubert, das höre ich noch bis zum heutigen Tage, es wurde gelesen und manchmal Scharaden gespielt. Und wenn ich draußen im Garten spielte, dann rief manchmal Großmutter oder eine der Tanten aus dem Haus: »Mein Jungchen, komm rein, kriegst ein Goggelmoggel, komm, Minchen …«

Ich war glücklich, wenn ich Minchen genannt wurde, weil ich wusste, ich war gut gewesen. Dann wurde ich Minchen gerufen. Aber wenn es hieß: »Armin!«, wusste ich, irgendetwas ist im Busche. Ich erinnere mich an eine Szene mit meinem Onkel Wolfram, die werde ich ihm nie vergessen, die ist tief eingegraben in meine Erinnerung. Ich hatte Geburtstag, es war der 17. Dezember, und ich war in Jucha. Ich bekam – es war nicht üppig damals – eine Tafel Schokolade. Nun wollte ich sie auch gleich essen, was

mir aber verboten wurde. Das begriff ich nicht, es war ja mein Geburtstagsgeschenk. Daraufhin nahm ich sie mir, kroch unters Sofa und verputzte die ganze Tafel. Onkel Wolfram holte mich unter dem Sofa hervor: »Armin!« Und er legte mich übers Knie und versohlte mich. So sehr, dass ich das auch nach siebenundsiebzig Jahren nicht vergessen habe.

Minchen war ich damals gern. Später, als Erwachsener, wurde das »Minchen« von Manfred Krug gerne benutzt, wenn wir uns nicht einig waren. Das war herablassend gemeint: Da ist der zögerliche Armin, Minchen, der nicht gleich mit ausreist …

Maaßens Pfarrhaus war das gastfreieste Haus, das man sich überhaupt vorstellen kann. Und so wie ihre Eltern waren meine Mutter und ihre Schwester Irene auch, meine Lieblingstante »Ena«. Tante Ena wohnte nach dem Krieg bei uns in Prenzlau in unserer kleinen Wohnung, die wir bekommen hatten, nachdem wir ausgebombt waren. Dort nahm sie Leute auf, die ihr leidtaten. Wir kamen nach Hause, auf einmal schliefen dort vier Leute, die sie irgendwo aufgelesen hatte: »Kommen Sie rein, machen Sie es sich bequem.« Oder es fehlten Hemden von mir. »Ja, die hab ich ihm geschenkt, der hatte es nötiger als du.« Und wir hatten ja auch nicht wirklich viel. Ich wunderte mich zwar ein wenig, aber beeindruckt hat mich diese Freigiebigkeit auch.